

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Sonntag, den 16. Juni 1901.

Wanderfahrt nach Buckow (Märkische Schweiz).

(Referent: Professor Müllenhoff.)

Der Ausflug der Brandenburgia hatte eine doppelte Aufgabe. Einerseits sollte die Musterbienenwirtschaft des Herrn Otto Schulz-Buckow besichtigt werden, andererseits galt es auch auf einem grösseren Spaziergange die Seen, Wälder und Höhen der „Märkischen Schweiz“ kennen zu lernen.

Um halb zehn Uhr vormittags trafen etwa 80 Mitglieder unserer Gesellschaft auf dem Bahnhofe in Buckow ein; nachdem im Hotel Kronprinz das Frühstück eingenommen war, wurde zunächst das bienenwirtschaftliche Etablissement des Herrn Schulz aufgesucht. Dasselbe liegt nahe dem nordöstlichen Ende der Stadt in der Lindenstrasse und besteht aus zwei durch die Strasse voneinander geschiedenen Teilen: dem Bienenstand und der Fabrik von bienenwirtschaftlichen Geräten.

Der links von der Strasse, nach dem Griepensee, zu gelegene Bienenstand überrascht zunächst durch seine ungewöhnliche Grösse; 250 Völker sind an den zwei langen durch den Bienengarten führenden Wegen aufgestellt; die in den allerverschiedensten Farben und recht grell gefärbten Anflugbretter der vielen neben- und übereinander stehenden Stöcke geben dem Ganzen ein äusserst buntes Aussehen. Gerade durch diese lebhaften und mannigfaltigen Farben gewähren die grossen, in dem ausgedehnten Blumengarten aufgestellten, Reihen von Bienenstöcken einen erfreulichen Anblick.

Eine nähere Betrachtung zeigte, dass die vielen, in regelmässiger Anordnung aufgestellten, Stöcke untereinander die allergrössten Verschiedenheiten aufwiesen. Da sahen wir neben dem altertümlichen Lüneburger Strohkorb den eleganten märkischen Kasten und die verschiedensten anderen Bienenwohnungen. Herr Schulz meint offenbar: „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ und bietet daher den Bienenzüchtern gar mannigfache Formen von Stöcken; es kann also ein jeder sich den heraussuchen, der für seine Bedürfnisse am besten passt.

Einen schönen Einblick in das Leben eines Bienenvolkes erhält man, wenn man einen für die Beobachtung geeigneten Stock, etwa

einen Stülpkorb mit beweglichem Bau, umkehrt. Man sieht dann, dass der Bau der Bienen aus zahlreichen regelmässig nebeneinander hängenden Platten, den Waben, besteht. Leicht kann man dann mit der Wabenzange die einzelnen Waben nebst den darauf befindlichen Bienen herausnehmen. Diese Manipulation wurde von Herrn Schulz und von seinem Bienenmeister in der Art ausgeführt, dass alle Einzelheiten des Wabenbaues und des Lebens der Honigbiene deutlich gesehen wurden.

An den Waben erkennt man leicht die drei verschiedenen Formen von Zellen: die regelmässig sechseckigen Arbeiterzellen, die ihnen durchaus ähnlichen nur grösseren Drohnenzellen und die fingerhutähnlichen Königinzellen. Die letzteren sind der Wabe nur äusserlich angefügt; sie sind mit grossem Aufwande von Wachs erbaut, aber nur sehr einfach gestaltet. Dagegen sind die Arbeiterzellen und Drohnenzellen so zierlich und so regelmässig gestaltet, dass die ganze Wabe wie ein Gewebe von allerhöchster künstlerischer Vollendung erscheint.

Zur Bereitung des Wachses und zum Bauen der Waben brauchen die Bienen sehr viel Zeit und Kraft, die sie besser zur Honiggewinnung verwenden könnten. Man unterstützt daher die Tiere bei dieser Arbeit sehr wirksam und vermehrt die Honigerträge, indem man ihnen halbfertigen oder auch ganzfertigen Bau liefert. Diese „Kunstwaben“ werden von Herrn Schulz in besonderen sinnreich erdachten Maschinen fabrikmässig hergestellt und in riesigen Mengen in alle Welt versandt. Besonders interessant ist die „Meisterwabe“, die aus Zellen von 10 Millimeter Tiefe besteht; dieses wahre Kunstwerk, vom natürlichen Bau der Biene nicht zu unterscheiden, ist bisher noch nirgends ausser durch Herrn Schulz-Buckow hergestellt worden, obgleich derselbe eine Prämie von 3000 Mk. auf die Nachahmung seiner Meisterwerke ausgesetzt hat.

Auf den Waben und in den Zwischenräumen zwischen denselben, den Gassen, bewegt sich nun eine vielköpfige Menge von Bienen. Ein jedes Volk enthält drei verschiedene Arten von Bienenwesen: die kleinen Arbeiterinnen, die grossen, plumpen, fast hummelähnlichen Drohnen und die lange, schlanke, aber nur kurzflügelige Königin. Ein jedes Volk hat nur eine Königin, einige hundert Drohnen und viele tausend Arbeitsbienen. Durchschnittlich kann man als normale Volkstärke 40 000 Bienen rechnen; es beläuft sich also die Gesamtzahl der im Schulzschen Bienenstande gehaltenen Tiere auf etwa 10 Millionen Exemplare.

Wie ja allgemein bekannt, ist die Königin das einzige fruchtbare Weibchen des Volkes; sie legt die Eier und lässt sich dafür von den Arbeitsbienen füttern. Die Drohnen sind die Männchen; sie erscheinen bei oberflächlicher Betrachtung als unnütze Esser im Stocke. Alle Arbeiten, das Produzieren des Wachses und das Bauen der Zellen, das

Einsammeln und Bergen der Vorräte, die Pflege der jungen Larven, die Reinhaltung und Verteidigung des Stockes liegt den Arbeitsbienen ob.

Während die Drohnen überhaupt keinen Stachel haben, und die Königin ihren Stachel nur braucht, um eine Nebenbuhlerin aus dem Wege zu schaffen, können die Arbeitsbienen auch Menschen stechen und ein Tröpfchen Gift in die Wunde eindringen lassen. Doch machen sie von dieser ihrer Fähigkeit nur wenig Gebrauch, wenn sie nicht besonders gereizt oder geängstigt werden. Wer ruhig und langsam die Waben aus dem Stock herausnimmt und dabei keine Biene klemmt oder festhält, wird nicht leicht gestochen. Trotzdem, dass viele tausend Bienen auf den herausgenommenen Waben sassen, und trotzdem, dass Hände und Gesicht vielfach von den fortfliegenden und hin- und herlaufenden Tierchen bedeckt wurden, entschlossen sich nur zwei Bienen zum Stechen. Die eine hatte sich in den krausen blonden Härchen an der Schläfe einer jungen Dame verfangen und bekam Angst, weil sie nicht wieder herausfinden konnte, die andere war mit einigen Genossinnen dem Schreiber dieser Zeilen in den Ärmel gekrochen und applicirte ihm einen Stich in den Ellenbogen, damit er einandermal sich die Ärmel am Handgelenk zubinden möchte, wenn er wieder Waben voll Bienen in die Hände nimmt.

Als ganz besonders interessant verdient noch hervorgehoben zu werden die von Herrn Schulz in grossem Massstabe betriebene Zucht von Königinnen und die Vorrichtung zum Versande derselben. 30—40 junge fruchtbare Königinnen werden in einem eigens für diesen Zweck hergestellten Aufbewahrungsstocke untergebracht und zwar befindet sich jede Königin in einer besonderen Abteilung des oberen Theiles dieses Stockes und alle Königinnen werden durch ein darunter befindliches starkes Volk gefüttert.

Alljährlich werden zahlreiche Königinnen zum Preise von 4 bis 5 Mark nach allen Richtungen hin versandt. Ein niedlicher kleiner Versandkasten, das „Buckower Weiselschloss“, dient zur Bergung der Königin und der für ihre Erhaltung erforderlichen Begleitbienen.

Die in dem grossen Bienenstande vereinigten Völker gehören, wie gerade die Vergleichung der im Aufbewahrungsstocke vereinigten Königinnen leicht erkennen lässt, mehreren deutlich unterschiedenen Arten an. Neben der einfach schwarzen deutschen Biene sahen wir die durch weissliche Hinterleibsringe kenntliche Krainer Biene und die schön gelb- und schwarzgebänderte italienische Biene. Ausserdem finden sich zahlreiche durch Mischung der verschiedenen Arten und Varietäten entstandene Bastardbienen.

Nachdem wir den grossen Bienenstand im ganzen betrachtet und sodann den Bau und das Volk wenigstens oberflächlich kennen gelernt

hatten, wurde das Thun und Treiben der einzelnen Tiere ins Auge gefasst. Da giebt es mancherlei zu sehen. Die einen Bienen bringen Blütenstaub, die anderen Honig; einige schwitzen Wachs aus oder sind mit dem Bauen beschäftigt; daneben wird die Königin gefüttert, den jungen Larven der Futterbrei bereitet und dargereicht. Das Eindrücken des Blütenstaubes in die Zellen und das Bergen des Honigs, das Verkitten der Fugen des Stockes mit Vorwachs, die Reinigung des Bodenbrettes und zahlreiche andere Thätigkeiten werden von den verschiedenen Bienen eines Volkes gleichzeitig nebeneinander ausgeführt.

Das ganze bunte Getriebe erscheint bei oberflächlicher Betrachtung zunächst unverständlich und verwirrend. Und doch ist dieses Durcheinander nur scheinbar; in Wirklichkeit besteht eine vollkommene Ordnung; das sieht man, wenn man das Leben des Einzeltieres von Anbeginn an verfolgt.

Die Königin geht, um Eier zu legen, von Zelle zu Zelle; die nach 3 Tagen ausschlüpfenden Larven wachsen unter der Pflege der Arbeitsbienen rasch heran und verpuppen sich nach 6 Tagen, um sodann 11 Tage als bedeckelte Puppen zu ruhen. Die der Puppenhaut entschlüpfte junge Arbeitsbiene hat zunächst im Stock eine längere Klausur durchzumachen. Während dieser Zeit hat die junge Novize, die „Hausbiene“, namentlich zwei Aufgaben zu erfüllen: sie erbaut die kunstvollen Waben und pflegt die jungen Larven. Erst nach 14 tägiger Arbeit im Stocke fliegt die Biene aus; aus der „Hausbiene“ wird eine „Flugbiene“. Diese hat ausserhalb des Stockes hauptsächlich das Sammeln und Eintragen der Vorräte zu besorgen. Sie saugt den Honig aus den Blüten und trägt ihn im Honigmagen ein; sie sammelt den Blütenstaub und transportiert ihn, wohlverpackt in den „Körbchen“ der Hinterbeine, der Wohnung zu. Vom Ausfluge zurückgekehrt, füllt sie den Honig in die Zellen und birgt dort auch den Blütenstaub als Material zum Aufziehen der Larven.

Und alle diese Arbeiten vollziehen sich in so wunderbarer Planmässigkeit, dass es kaum möglich ist, sich etwas vollkommneres zu denken und man lernt es verstehen, dass ein jeder, der sich mit dem Treiben dieser Tierchen eingehender zu beschäftigen angefangen hat, für diese Beobachtung eine grosse Vorliebe gewinnt, dass er als „Bienenvater“ die „lieben Bienen“ hegt und pflegt und die Bienenzucht als „die Poesie der Landwirtschaft“ bezeichnet.

Die Kürze der Zeit gestattete natürlich nicht ein längeres Verweilen am Bienenstande; mit lebhaftem Danke für die freundliche Führung schieden wir von Herrn Schulz. Hatte er uns doch Gelegenheit gegeben, wenigstens einen Einblick in die Wunder des Bienenlebens zu thun. Wie grosses Interesse seine Demonstrationen gefunden hatten, zeigten die Mitglieder der Brandenburgia dadurch, dass sich

noch am Abend vor der Rückfahrt nach Berlin eine zahlreiche Gesellschaft in dem Schulzschen Etablissement einfand, um Honig und Honigkuchen als „Mitbringsel“ aus Buckow einzukaufen, und andererseits auch, um die Fabrik von bienenwirtschaftlichen Geräten in Augenschein zu nehmen, welche wir am Vormittag nicht hatten besichtigen können. Und auch diese Fabrik bot, wie hier gleich im Anschlusse an die Beschreibung des Bienengartens bemerkt sein mag, sehr viel Interessantes.

Ebenso wie der Bienenstand imponiert auch diese Fabrikanlage zunächst durch ihren Umfang. Nicht weniger als sechs und teilweise recht grosse Gebäude liegen dem Bienengarten gegenüber an der rechten Seite der Lindenstrasse; am Abhange des Berges in einer langen Reihe nebeneinander geordnet bieten sie dem Beschauer einen sehr schönen und stattlichen Anblick dar; umsomehr als die Gleichartigkeit der Architektur der an mittelalterliche Schlossbauten erinnernden Gebäude dieselben sogleich als zusammengehörig erkennen lässt.

Treten wir durch den Mitteleingang in das grösste Gebäude ein, so sehen wir einen geräumigen Fabriksaal vor uns. Der zarte Wachseruch, welcher den ganzen Raum durchzieht, und die zahlreichen im Innern des hellen, freundlichen Arbeitssaales aufgestellten Maschinen belehren uns, dass wir die Fabrikation der Kunstwaben vor uns haben. In nicht weniger als 7 verschiedenen Arten und vermittelt 14 Maschinen werden die Waben hier hergestellt und zwar in einer Güte der Ausführung und zugleich in so grossen Quantitäten, wie es an keinem Orte Deutschlands sonst erreicht ist.

Grosse Vorrichtungen zur Läuterung des Waxes, ausgedehnte Speicherräume zur Lagerung des rohen und des gereinigten Waxes und mächtige Gestelle voll fertiggepresster Kunstwaben schliessen sich an den Fabriksaal für die Kunstwabenfabrikation und geben eine Vorstellung von dem ungeheuren Umfange dieses Theiles der Schulzschen Fabrik.

Nicht minder ausgedehnt ist die in einem zweiten Gebäude betriebene Fabrikation von Wohnungen und allen aus Holz herzustellenden Gegenständen für die Imkerei. Eine grosse Anzahl mit Dampfkraft getriebener Holzbearbeitungs-Maschinen schneidet die Rähmchenstäbe und die Teile der Kästen so sauber und gleichmässig, dass es eine wahre Freude ist, sich aus ihnen die Wohnungen fertig zusammenzustellen.

Ein reichhaltiges Lager von Geräten, Werkzeugen und anderen Hilfsmitteln für die Bienenzucht gab eine Vorstellung von den mannigfaltigen Arbeiten, die der Imker am Bienenstande zu verrichten hat. Besonders interessant sind die zur Entfernung des Honigs aus den Waben dienenden Zentrifugalapparate; sie gestatten selbst den zähen

Haidekrauthonig vollständig aus den Waben zu entfernen, ohne dass die Formen der Zellen im geringsten leiden.

Auch diejenigen, welche an den technischen Einzelheiten nicht gerade besonderen Anteil nahmen, sahen sich mit grossem Eifer die Produkte dieser Thätigkeit an. Das schöne Lager mit süssem Inhalt gefüllter Honigflaschen und Büchsen und die letzten, höchsten veredelten Erzeugnisse des Honigs: die Honigkuchen in ihren verschiedenen Formen als Biskuits, Makronen, Cakes u. s. w.

Es ist somit das Schulzsche Etablissement so recht geeignet, um sich über die Biene und ihre Behandlung durch die Menschen zu orientieren; ebenso wie der Bienengarten Gelegenheit giebt, das wunderbare Leben und Treiben des Tierchens zu beobachten, so kann man in den verschiedenen Teilen der Fabrik und des Lagers bienenwirtschaftlicher Geräte einen Einblick thun in die kaum minder vielseitige Betriebsart der Imkerei.

Gegen 11¹/₂ Uhr brach die Gesellschaft auf und unter der Führung des Referenten ging es am Schweizerhaus vorbei zur Blutbuche am kleinen Tornowsee, dann am Südufer des grossen Tornowsees entlang zur Pritzhagener Mühle. Darauf führte uns der Weg am Haus Tornow und dem Elysium vorbei zur Königseiche, durch die Silberkehle zum Dachsberg auf die Jenas Höhe und schliesslich durch den Moritzgrund, auf den Poetensteig, auf die Bollersdorfer Höhen und zur Stadt zurück.

Die Wanderung wurde durch das schönste Frühlingswetter begünstigt; bei Kuckucksruf und Amselschlag wanderten wir unter dem frischen jungen Grün der Buchen und unter den blühenden Akazien; bald gings in den schöngepflegten Parkanlagen am Ufer schöner blauer Seen, dann durch die romantisch wilden Schluchten; die Aussichtspunkte boten herrliche Fernsichten und Gelegenheit zur Rast. So erreichten wir denn, ohne alle Anstrengung und in fröhlichster Stimmung um 3 Uhr, genau zur festgesetzten Stunde, unser Hotel Kronprinz wieder. Dasselbst vereinigte uns eine gemeinsame Mittagstafel in dem grossen Festsale und nachdem der Kaffee im schattigen Garten eingenommen war, zerstreute sich die Gesellschaft, um sich erst gegen 7¹/₂ Uhr zur gemeinsamen Rückfahrt nach Berlin wieder zusammenzufinden.

Fischerei der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199.)

(Fortsetzung.)

13. **Luxus-Fischware und deren Preise in Berlin** um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert nach damaligen Zeitungs-Annoncen.

In der Spenerschen Z. vom 30. Dez. 1800 werden u. a. offeriert:

Frische engl. Austern, geräucherter Rheinlachs Pfund 1 Thl. 8 Gr., ordinärer Lachs Pfund 10 Gr., Speckbücklinge à Dutzend 12 und 15 Gr. Fette frische Dorsche zu 6, 8, 10, 12, 14 Gr. Frischer Silberlachs à Pfd. 8 Gr. Frische hollsteinsche Austern à 1000 Stück 3 Thl. 16 Gr. Inmargonirte (? marinierte) Muscheln à 100 Stück 16 Gr. Am 22. Dez. wurden offeriert: Frischer Russischer Kaviar, das Fässel 1 Thl. 8 Gr. Grosse frische Brabantter Sardellen, das Pfund 12 Gr. Auch geräucherte Sprotten sind feil. „Pommersche Neunaugen in Ein- und Zwei-Schockfässern und Dorschfische (dieser Fisch ist angenehm wie Zander).“ Am 11. August wurden „neue Emdener Heringe“ offeriert Am 28. des nächsten Monats erfolgte hierzu folgende Bekanntmachung: „Da der diesjährige Heringsfang der Emdner Heringsfischerei-Kompagnie nicht besonders ergiebig ausgefallen; so ist von jetzt an bis zum künftigen Sommer die Ausfuhr der Emdner Heringe aus der Kur- und Neumark, dem Herzogthum Magdeburg und dem Fürstenthum Halberstadt nach dem Auslande und den übrigen Königl. Provinzen verboten worden; welches dem Publikum zur Nachricht und Achtung hierdurch bekannt gemacht wird. Berlin, den 28. September 1801. Königl. Kurmärk. Kriegs- und Domänenkammer.“ Mit solchen etwas gewaltsamen Mitteln suchte man vor 100 Jahren gemeinnützigen Unternehmungen unter die Arme zu greifen. Die Emdener Heringsfischerei ist bekanntlich trotzdem zu Grunde gegangen und erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch den Deutschen Fischerei-Verein wieder belebt worden.

In der Voss. Z. vom 1. Jan. 1801 wird frischer russischer Kaviar à Fässchen 20 Gr., fr. Dorsch à 4 und 6 Gr. das Stück, eingesalzener Dorsch à 5 Gr. das Pfund angezeigt. Am 6. Jan. „aufrichtiger russ. Kaviar in Kruken à 1 Thlr. „die halbe 12 Gr.“. Am 8. Januar: „Frische Engl. Austern das Hundert 3 Thlr. 16 Gr., ausgestochene 2 Thlr. Geräucherter Rheinlachs à Pfund 1 Thlr. 4 Gr. Der Koch Pankow in der alten Leipzigerstrasse No. 2 zeigt an: „Da sich viele Liebhaber zu Hühner-Pasteten mit Austern gefunden haben, so finde ich es nothwendig, den Preis zu bestimmen, nemlich auf einem Teller mit 12 Stück Austern 1 Thlr. Auch sind kleine Pasteten à Dutzend 12 und 6 Gr. zu haben. „ — 17. Jan.: „Gut behandelte und geräucherte neue Emdner Heringe“. Deshalb interessant, weil das Räuchern der Nordsee-

heringe später ganz eingegangen und erst neuerdings wieder versucht worden ist. „Geräucherter Elblachs à Pfund 9 und 10 Gr., in halben Lachsen.“

Am 20. Jan. werden ausbezogen frischer Silberlachs à Pfd. 8 Gr. sowie geräucherte Schnäpel (*Coregonus oxyrhynchus*). Am 22. Januar Pommersche Neunaugen in Zweischockfässern. Am 27. Januar Geräucherte „Schnäpeln“ und Sprotten. Neue Sardellen à Pfd. 10 Gr.

Am 15. Jan. 1799 werden offeriert: „frische ausgestochene Austern, à Hundert 3 Thlr. 8 Gr., Caviar, à Fässel 1 Thlr., marinirte Muscheln, Sprotten“. „Frischer Salzdorsch, so noch angenehmer als Zander ist, à Pfd. 5 Gr.

Am 26. Juni wird wiederholt frischer Klippfisch angeboten. In der Spenerschen Zeitung vom 29. Nov. 1800 werden offeriert: „Frische Englische und Holländische Austern à 3½ Thlr., geräucherter Rheinlachs Pfd. 1½ Thlr.“.

Berlin, 1. Jan. 1901.

E. Friedel.

14. **Grüne Heringe.** Unter grünen Heringen versteht man in Berlin und anderen Orten der Mark die frischgefangenen Heringe aus der Ostsee die früher nicht angesalzen wurden, jetzt aber nach schwedischem Vorgange angesalzen werden, wodurch sie sich längere Zeit erhalten, aber an Zartheit verlieren. Diese Heringe werden seit unvordenklichen Zeiten bei den Grünkramhändlern viel mehr als bei den eigentlichen Fischhändlern verkauft. Vgl. Michas Mitteilung in der Brandenburgia VI. 1897, S. 432. Deshalb ist die Meinung verbreitet, der Name grüne Heringe stammt von den Verkaufsstätten der Grünkramhändler her. Das ist aber irrig, die Bezeichnung „grün“ kommt für Fisch schon seit Jahrhunderten vor und bedeutet nur soviel als frisch. Die Franzosen brauchen das Wort genau in demselben Sinne, sie sagen z. B. cabilland vert d. h. grüner Kabliau (frischer Kabliau) im Gegensatz zu den getrockneten oder geräucherten Kabliaus. Vgl. z. B. den Aufsatz „die Fischerei in Frankreich“ in Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins B. XVI, März 1900, S. 83.

Übrigens spricht man auch von grünen Aalen bei uns. Brandenburgia VI, S. 432.

E. Friedel.

15. **Krebspest.** Nachdem die vor ca. 10 Jahren auch in den brandenburgischen Gewässern verhängnisvoll gewordene Krebspest nahezu erloschen schien, tritt sie hier und da wieder auf, wahrscheinlich durch von ausserhalb bezogene Be- und Ersatz-Krebse. Der erfahrene Fischereibesitzer Mahnkopf-Spandau teilte im Brandenb. Fischerei-Verein mit, dass im grossen Rheinsberger- und in einem benachbarten See im August 1898 die Krebsbestände vernichtet worden seien.

Berlin, Dez. 1899.

E. Friedel.

16. **Maränen.** Auf dem Berliner Fischmarkt erscheinen die Maränen zweimal im Jahr erstlich etwa zwischen 15. November und 1. Dezember und zweitens zwischen ungefähr 15. Februar und 15. März auf dem Markt.

In den vierziger und fünfziger Jahren waren die grossen Maränen des Madui-Sees in Pommern (*Coregonus*) nahe der brandenburgischen Grenze in Berlin so verbreitet, dass Verkäuferinnen in den Strassen der Hauptstadt umherzogen und den Fisch mit einem eigentümlichen „cri de Berlin“*) ausriefen „kauft Madui-Marän! Marän! Auch die kleinen Maränen, die plötzlich in Menge nach grossen Fischzügen in den Tiefseen der Mark auf dem Berliner Markt erschienen (*Coregonus albula*), wurden derartig ausgerufen. Der verstorbene Pächter des Berliner Ratskellers, Frieske, hatte einen Anteil an dem Fischereiertrag des Maduisees und pflegte im Frühjahr der siebziger Jahre die herrlichen grossen Madui-Maränen auf der Speisekarte zu haben. Seitdem scheint dieser Fisch wieder aus Berlin verschollen zu sein, wenigstens habe ich ihn nicht wieder antreffen können. Aus dem Pulssee und anderen Tiefseen der Neumark kommt ab und zu die von Professor Dr. Peters zuerst festgestellte Pracht-Maräne (*Coregonus generosus* Peters*) auf den Berliner Fischmarkt. Während die in diesem Winter in Berlin häufige kleine Maräne so zart wie ein frischer Hering oder eine Bachforelle ist, steht die Pracht-Maräne dem Geschmack nach in der Mitte zwischen der kleinen Maräne (*C. albula*) und der Edel-Maräne des Madui. In diesem Winter erscheinen in der Central-Markthalle auch russische Maränen zum Verkauf. Die tiefsten Seen der Grafschaft Ruppın liefern im übrigen oftmals die kleine Maräne nach Berlin.

Berlin, den 6. März 1900.

E. Friedel.

17. **Welsfang.** Aus dem Landkreise Landsberg a. W., 28. August 1896. (Nm. Ztg.) Ein Fischfang von grösster Seltenheit wurde in der Nacht vom Sonntag zum Montag von dem Fischer Hartwig aus Fichtwerder in der Warthe gemacht; er fing einen Wels im Gewicht von 100 Pfund. Der Wels hat eine Länge von 2 Meter. Der von oben nach unten zusammengedrückte Kopf ist $\frac{1}{2}$ Meter breit. Der Fischfang auf der Warthe steht jetzt in vollster Blüte. Fast täglich fangen die Fischer hier vier bis sechs Lachse im Gewichte bis zu 40 Pfund.

18. **Fischsterben in der Spree.** Wie bereits gemeldet, wird seit Sonnabend Abend ein gewaltiges Fischsterben in der Spree beobachtet. Zum Glück sind es, wie uns geschrieben wird, meist nur wertlose Weissfische, Güster, Ucklei, Plötzen und Rotaugen. Das Fischsterben tritt fast regelmässig nach heftigen Gewittern, sobald diese von gewaltsam herabstürzenden Wassermassen begleitet sind, auf. Man ist vielfach geneigt, Wasser-Blitzschläge die Schuld beizumessen, wohl ohne rechten Grund, da dergleichen Blitzschläge erst noch nachzuweisen bleiben und doch nur in einem verhältnismässig kleinen Umkreis wirken könnten. Ebenso kann die ebenfalls als Mitschuldige angerufene gewitterschwüle, sciroccoartige Luft keine genügende Erklärung bieten. Letztere dürfte vielmehr fast ausschliesslich in der plötzlichen, gewaltsamen und durch fast den ganzen

*) Vgl. Les Cris de Berlin, Berliner Strassenausrufe Brandenburgia V. 1896/97, S. 273.

Wasserlauf innerhalb der Grossstadt erfolgenden Zufuhr von Schmutz und Schmutzwasser in das Flusswasser und die Schiffahrtskanäle zu suchen sein. Während der jetzigen trockenen Jahreszeit haben sich grosse Mengen von Staub u. dergl. angesammelt, die der Platzregen ins Wasser spült, ebenso ergiessen die Notauslässe der Kanalisation gewaltige Wassermengen, welche vielerlei Unrat enthalten. Diese Massen kleben sich an die Kiemen der Fische, erschweren den Atmungsvorgang und bringen die zarteren Fischarten, insbesondere die jugendlichen Individuen, zu einem raschen Absterben.

Berl. Tagebl. 26. Juli 1893.

19. **Der Fischbestand der Oberspree** hat sich in diesem Jahre infolge der durch die Gewerbe-Ausstellung hervorgerufenen ganz bedeutenden Steigerung des Dampferverkehrs in bedenklichem Masse vermindert. Allerdings ist zwischen Köpenick und Stralau der Fischreichtum schon längst von Jahr zu Jahr geringer geworden, weil der Dampferverkehr fortgesetzt überhaupt mehr und mehr zugenommen hat, und es hierdurch den Fischen auf jener Strecke vor allem ganz unmöglich geworden ist, zu laichen. Noch niemals aber ist die Fischerei und besonders der Aalfang, auf der Oberspree, vornehmlich jedoch bei Stralau, so wenig ergiebig gewesen, wie in diesem Jahre. Die Aalkörbe werden von den Dampferwellen unausgesetzt hin- und hergeschaukelt, sodass die Tiere nicht hineingehen. Infolgedessen sind denn auch in diesem ganzen Sommer, trotzdem die Hauptmonate Mai und Juni für die Fischerei sonst sehr günstig waren, bei Stralau kaum soviel Aale gefangen, wie im vergangenen Jahre in einer einzigen Nacht.

Post, 6. Aug. 1896.

20. **Maränen.** „Sämtliche drei Seen (bei Lindow: der Wutz-, Vielitz- und Gudelak-See) sind reich an Fischen aller Art, der Vielitz-See zeichnet sich insbesondere durch den Fang des feinen Zanders aus; die beiden anderen enthielten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Muränen, welche inzwischen ausgestorben sind.“ Fromme: Aus der Vergangenheit von Stadt und Kloster Lindow. 1884. S. 26.

Hier ist, wie so häufig, die Muräne, ein Raubfisch des Mittelmeeres mit unserer zu den Salmoniden gehörigen Maräne verwechselt. Vergl. das von mir diesbezüglich Gesagte bei Besprechung des Buchs „Der Werbellin“ von Dr. H. Böttger in dem Bericht über die Brandenburgia-Sitzung vom 29. Nov. 1899 unter A. 14. — Im vorliegenden Falle handelt es sich um die sehr schmackhafte kleine Maräne (*Coregonus albula* L.). Vergl. auch No. 13.

E. Friedel.

21. **Eine merkwürdige Fischliebhaberei Friedrich Nicolais** wird in den „Jugenderinnerungen von Gustav Parthei“ (Berlin 1871) Bd. I, S. 46, berichtet.

Ein Lieblingsgericht des Grossvaters (Friedrich Nicolais) war eine kleine grätenreiche Fischart von den Berliner Stäkerlingen. Diese mussten in jeder Woche wenigstens einmal vorkommen.

Parthei möge mir verzeihen, wenn ich diese Angabe zoologisch wie kulinarisch anzweifle. Der Stichling (*Gasterosteus aculeatus* L.)

berlinisch „Stekerling“ (d. h. „Stacheling“) genannt, ist so abscheulich hart, grätig und gefährlich stachelig, dabei so fleischlos, dass man ihn wohl niemals verzehrt. Er kommt in der Spree auch nicht innerhalb Berlins in solchen Schwärmen vor, wie der Yklei (*Alburnus lucidus* L.), der allerdings seine Geschmacksliebhaber, besonders unter der angelnden Jugend hat, sonst auch nur ein verschmähtes „Armeleuteessen“ ist. Wahrscheinlich hat der berühmte Buchhändler, Freund Lessings und Moses Mendelssohns, sich diese kleinen Fischchen öfters zubereiten lassen. E. Friedel.

22. **Der Seehund**, welcher die grössern brandenburgischen Ströme, Elbe und Oder, dann und wann besucht, mag hier auch, als besonderer Fischschädling erwähnt werden. So wird aus Westpreussen berichtet:

Bohnsack, 15. März 1893. Die Danziger Bucht wird in diesem Jahre von einer unglaublichen Menge von Seehunden blockiert. Allein am 14. d. Mts. haben die Fischer nur aus Östlich-Neufähr 20 Seehunde in den Störnetzen erbeutet und sich behufs Erlangung der je 5 Mark betragenden Prämie Fangbescheinigungen vom Vertrauensmann ausstellen lassen. Der kleinste der Hunde wog nach der „Danz. Ztg.“ 180 Pfund, der grösste 370. Leider ist nur ein Stör von allen Fischern gefangen, die der Meinung sind, dass die Hunde den Störzug verhindern. Dafür dürften Breitlings-Schwärme zu erwarten sein. B. T.-Bl. 17. 3. 1893.

Wahrscheinlich handelt es sich nicht um den gemeinen Seehund *Phoca vitulina*, der in der östlichen Ostsee selten, sondern um den Graukerl, auch Kegelrobbe genannt, *Halichoerus grypus*, von der sich ein bei Danzig gefangenes altes und schönes Exemplar seit Jahren in dem von Dr. Hermes unsichtig geleiteten Berliner Aquarium befindet.

E. Friedel.

23. **Eine Welsfamilie gefangen.** Einen guten und seltenen Fang haben die Fischermeister Schulz und Meyer III nebst Gehilfen in diesen Tagen in der Spree in der Nähe von Hangelsberg gemacht. Mit einem Zugnetz fingen dieselben vier Welse, zwei ältere und zwei jüngere. Der grösste, wir wollen sagen der Grossvater der Welsfamilie, hat die respektable Länge von 170 cm und, hinter dem Kopf gemessen, einen Umfang von 75 cm. Sein Gewicht beträgt 52 Pfund. Der zweitgrösste — wohl der Vater — wiegt 16 Pfund, während die beiden Kinderchen nur 3 und 1½ Pfund schwer sind. Der grössere Bursche hat ein imposantes Ansehen; alte Fischermeister können sich nicht erinnern, dass in der Spree jemals ein so grosser Fisch gefangen worden sei. Herr Fischermeister Schulz, Wassergasse, ist bereit, für einige Tage die Besichtigung des lebenden Riesenselses den Interessenten zu gestatten. Fürstenwald. Ztg. 1. Aug. 1898.

24. **Zum Schutz der Fischerei auf der Oberspree** ist seit kurzem ein Kreispolizeidampfer in Dienst gestellt, der wöchentlich mehrmals, auch nachts, Patrouillenfahrten macht. Die auf dem Fahrzeug befindlichen Beamten, der Pritzstabel (Stromaufsichtsbeamter) und Gendarmen in Civil, haben die Aufgabe, die unbefugte Fischerei zu unterdrücken und den Flusspiraten nachzuspüren, die Diebstähle an den Fischvorräten und

Fischereigerätschaften ausführen. Dabei kommen aber auch vielfach Übertretungen harmloser Ruderer und Segler zur Anzeige, zum Beispiel, wenn diese abends ohne Laternenlicht fahren. Die Beamten haben die Befugnis, auf Kähnen, die ihnen sonst verdächtig vorkommen, Revisionen vorzunehmen, die sie auch auf die Mannschaften erstrecken können. Die Beraubungen der Fischereigerätschaften haben seit der Indienststellung des Polizeidampfers schon bedeutend nachgelassen. B. T.-Bl., 31. August 1899.

25. **Fischerei - Litteratur.** Dr. G. Eberty: Der Pritzstabel. (Behandelt die wendischen Wasser- und Fischerei-Vögte zu Spandau, Coepenick, Ruppin und Potsdam.) In No. 1 der Allg. Fischerei-Zeitung XVIII. München u. Berlin, 14. Januar 1893.

Die Allgemeine Fischerei-Zeitung (Neue Folge der Bayer. Fischerei-Zeitung) ist vom 1. Januar 1893 ab u. a. auch Organ des Deutschen Fischerei-Vereins sowie des Brandenburgischen Fischerei-Vereins geworden.

Seither erscheint für den uns lebhaft interessierenden, von Herrn Kammergerichtsrat Uhles vorzüglich geleiteten „Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg“ ein eigenes Organ unter der Bezeichnung „Mitteilungen“, auf deren reichen heimatkundlichen Inhalt die Mitglieder der Brandenburgia besonders aufmerksam gemacht werden.

26. **Fisch-Vermehrung im Spreewald.** Während vor einem Jahrzehnt über Fischmangel im Spreewalde geklagt wurde, kann heute die Fischzucht als recht erfreulich bezeichnet werden. Hierzu trug namentlich das Hochwasser der letzten Jahre bei, da die Fische sich ungestört vermehren konnten. Auch hat das Hochwasser bewirkt, dass aus grösseren Seen, namentlich aus dem Schwielochsee sich viele Fische stromaufwärts in die weite, überschwemmte Spreewaldniederung begaben. Namentlich haben sich auch viele edle Fische eingefunden, besonders Karpfen. Noch vor zehn Jahren gab es diese im Spreewalde fast garnicht, und jetzt vergeht fast kein Tag, an dem die Angler nicht einige mit nach Hause bringen. Es sind dies meistens Exemplare von zwei bis vier Pfund; doch sind auch grosse Karpfen keine Seltenheit. Jetzt, nachdem das Hochwasser sich verlaufen hat, werden die Fische, namentlich schöne, grosse Hechte, zahlreich mit dem Netze gefangen. Vor acht Wochen, als die Fische wegen des hohen Wasserstandes schwer zu fangen waren, hatten sie einen sehr hohen Preis. Es wurde damals das Pfund Hechte mit 1,20 Mk. bezahlt. Heute kostet dieser Fisch nur 50 Pfennige. Viel trägt auch zum Niedergang des Preises bei, dass der Touristenstrom nach dem Spreewald langsam versiegt. Es kommen im Laufe des Sommers jetzt über 40 000 Fremde nach dem Spreewald, und jeder will das Nationalgericht des Spreewaldes, Fisch mit Spreewaldsauce, geniessen. Da müssen die Wirte die höchsten Preise anlegen, um ihre Gäste zu befriedigen. Gegenwärtig ist das anders. Die Wirte brauchen nur noch wenig Fische, und daher sind die Preise so niedrig. Jetzt gönnt auch der Spreewälder sich selbst wieder einmal ein Gericht Fische, während diese im Sommer zu Gelde gemacht werden mussten. Was die Fischer durch den Eingang der Krebse eingeblüsst haben,

das tragen die grösseren Mengen Fische jetzt wieder ein. Soviel Mühe man sich nämlich seit der Krebspest auch mit Hebung der Krebszucht bisher gegeben hat, so ist es doch bisher noch nicht gelungen, den Spreewald mit diesen Krustentieren zu bevölkern.

26. **Der Ukelei als Perlenlieferant.** Dass der Ukelei oder Iklei auch Perlen liefert, dürfte nur wenigen bekannt sein. Thatsächlich verdankt die sogenannte Pariser Perle, die der echten beinahe täuschend gleich sieht, ihren leuchtenden Glanz dem unscheinbaren Bewohner unserer märkischen Gewässer. Um denselben herzustellen, bedient man sich der Schuppen. Die Ukelei-Schuppe besteht aus 30—40 pCt. einer im kalten Wasser unlöslichen stickstoffhaltigen Materie, ungefähr 45 pCt. phosphorsaurem und 3—10 pCt. kohlensaurem Kalk; diese Schuppenteile werden zur Leimfabrikation benutzt, die silberglänzende Substanz aber, mit der die Schuppen ausserdem überzogen sind, dient zur Bereitung künstlicher Perlen und wird pro Pfund mit 60—100 Mk. bezahlt. Um sie zu lösen, schüttelt man die Schuppen mit Wasser, worauf der Silberglanz zu Boden sinkt. Nachdem er mit Ätzammoniak und Hausenblasenlösung versetzt worden ist, kommen die aus Glas geblasenen Perlen hinein. Der Ammoniak verfliegt und der Silberglanz bleibt zurück. In Stettin befinden sich seit Jahren zahlreiche Agenturen Pariser Häuser, die den Glanz aufkaufen. Um die nötigen Quantitäten zu gewinnen, veranstaltet man alljährlich in den märkischen, mecklenburgischen und pommerschen Gewässern ein förmliches Ukeleimorden, in den Eislumen werden die Fische zu Tausenden gefangen. Während man ihre Leiber den Schweinen als Futter vorwirft, kommen die Schuppen in den Handel. Um eine einzige falsche Perle herzustellen, müssen Unmengen von Fischen ihr Leben lassen. B. L.-A. 21. 2. 1899.

27. **Fischergemeinde Sonnenburg, Kreis Ost-Sternberg.** Als am Tage Johannis des Täufers, also am 24. Juni 1883, die Investitur des Prinzen Albrecht von Preussen als Herrenmeister des Johanniter-Ordens in dem sonst so stillen Landstädtchen Sonnenburg stattfand, zeichneten sich bei dem festlichen Empfange besonders die Fischer aus. Ebenso am Johannistage im Jahre 1884 bei der Anwesenheit desselben Herrenmeisters. Vor der Lenzebrücke, die nach dem Schlossplatz führt, hatte sich wie die N. A. Z. berichtet, die Fischergemeinde versammelt, deren Vorsteher Wilschere den Herrenmeister bewillkommnete. Das grosse Rundteil vor dem Schloss war mit Netzen und dem Fischergewerbe entsprechenden Insignien geschmückt. Die Fischer verdanken ihren Wohlstand zumeist dem Johanniter-Orden, der ihnen nach der Urbarmachung des früher wilden Warthebruches, als Entschädigung für die verminderte Fischerei, reiche Wiesen gegeben hat, die jetzt einen weit lohnenderen Ertrag bringen, als dies je bei der Fischerei und dem Krebsfange der Fall gewesen ist, obgleich die Sonnenburger Krebse einst weit und breit berühmt waren und selbst auf der Speisekarte von Chevet im Palais Royal zu Paris als *écrevisses de Sonnenbourg* figurierten. Unter einem Fuss Länge, erzählt die Überlieferung, durften in früheren Zeiten keine Krebse zur Herrenmeistertafel in Sonnenburg geliefert werden. Das waren also Krebse von der achtbaren Grösse einer Hummer.

E. Friedel.

28. **Maränen und Muränen.** Bei Dr. med. Johan. Christoph. Wulff: Ichthyologia cum Amphibiis Regni Borussici. Methodo Linneana disposita, Regiomonti, 1765, heisst es S. 48 fig.:

Muraenula. Cyprinus pinna ani XIII. et dorsalis IX. Marena. Muränichen, ab oppidulo Marchiae Moryn, ubi frequens ejus est captura. Murenen. Morenen. Piscis delicatus et carus. Muränen Borussis.“

Es wird hier also der Name „Muränen“ sonderbarerweise von dem Städtchen Morin im Kreise Königsberg i. N. abgeleitet, woran unsoweniger gedacht werden kann, als er selbst hinzufügt, dass die Bezeichnung „Muränen“ auch in Preussen (womit Ostpreussen gemeint ist) üblich sei, wo die Maräne garnicht selten vorkommt und das Städtchen Morin wohl kaum bekannt ist. Die lateinische Bezeichnung Muraenula ist ebenso falsch, dagegen der Name Marena, also deutsch Maräne oder Marene vollkommen richtig. Die märkische und ostpreussische Maräne gehört zur Lachsfamilie, die Muräne ist ein mittelmeeerischer Fisch, der zur Aalfamilie gehört. Vgl. Mitt. des Vereins f. d. Gesch. Berlins. I. 1884. S. 30 und No. 4 dieser Zusammenstellung.

29. **Der Ursprung der Fischangel.** Sonderbarerweise wurde im christlichen Mittelalter der Ursprung der Fischangel dem Tristram, jenem mit dem Sagenkreis des Artus und der Tafelrunde in Verbindung gebrachten Helden, eigentlich einem Heros der keltischen Mythologie, zugeschrieben, den um 1200 uns Gottfried v. Strasburg, neuerdings Richard Wagner in der Oper Tristan und Isolde im Lichte deutscher Romantik näher gebracht hat. Dr. Joh. Knieschek veröffentlicht in der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur N. F., Bd. XVI 1884, S. 261 fig., eine deutsche Überzeugung der czechischen Bearbeitung des Tristram, in welcher es, nachdem geschildert worden, wie der Held mit Isolden sich vor seinen Verfolgern in eine Waldeseinöde geflüchtet und in einer Hütte mühselig sein Leben über zwei Jahre gefristet hat, wie folgt, heisst:

„auf der Welt sie nichts anderes hatten
als eicheln und waldkräuter;
da assen sie davon wenig.
das war ihre beste Speise,
ausser wenn Tristram mit seinem bogen
erschoss irgend ein vögelein,
sei es eine drossel oder eine holztaube.
auch darauf achtete er
zu schiessen rehe.
dann nahm die Frau eine heftnadel aus ihrem schleier,
Tristram machte daraus ein häkchen in der weise
wie jetzt die angeln sind,
womit man fische fängt,
band es an ein holz
und fieng damit fische im flusse,
der floss vor ihnen.
da hatten sie fische genug mit anderem.

mir ist das sicher gesagt,
dass durch ihn zuerst erfunden ward
fische zu fangen mit angeln
(und verschiedenen reusen).“

Den letzten Vers halte ich mit Knieschek für einen späteren Zusatz. Vgl. im übrigen das in meiner Schrift: Aus der Vorzeit der Fischerei, Berlin, 1884, S. 54 Gesagte. Unter der Heftnadel der Isolde hat man wohl die kreisrunde Spange des 2. bis 14. Jahrhunderts zu denken, die einen kleinen Kerb an einer Stelle hat, um welche sich ein, einen Diameter des Spangenkreises bildender Dorn bewegt. Dreht man diesen Dorn nach aussen und biegt seine Spitze krumm, so hat man einen, allerdings etwas rohen, Angelhaken. An den Spangenkreis würde die Angelschnur zu binden und diese mittels eines Stückchens leichten Holzes als Angelschwimmer flott zu erhalten und vorm gänzlichen Untersinken zu bewahren sein. Zerzt der Fisch am Köder, so zieht er den Angelschwimmer unter Wasser und deutet damit den Augenblick an, in welchem man die Angel aus dem Wasser schnellen muss, um den Fisch zu fangen.

E. Friedel.

30. **Die Stinte des Tegeler Sees bei Berlin.** Bekmann: Historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg. I. 1751 S. 1112 schreibt: „Der See bei Ziegel (Tegel) ist sehr fischreich, und seine Fische und Krebse von schönem geschmack. Hält unter andern schöne Zander, Barsche, Bleie und Stinte, so wegen ihrer grösse oben III. Th. II. R. § V. s. 577 angemerkt worden.“ Und S. 577: „In dem Fischreichen See bei Ziegel, Berl. Insp. trifft man sie 8 zoll lang und 3 zoll dikke, die einem Stetinischen Hering nicht unähnlich sein. Sie haben einen starken unangenehmen geruch, wie sie dann auch deshalb hier zu Lande Stint oder Stinks und Stinkfisch, so genannt werden: und wie Colerus XVI. B. 41. K. schreibet, liegen sie das ganze jahr durch in den Seen unten auf dem grunde, und wird kein einziger gefangen, aber um Oculi, oder deutlicher zu sagen am ende des Februar und zu anfang März ziehen sie haufenweise wie die bienen, und werden in grosser anzahl gefunden.“

Auch Bloch: Ökonom. Naturgesch. der Fische Deutschlands I. Berlin 1783, S. 228 leitet den Namen Stint von stinken ab, und man kann wegen der Schmachthaftigkeit des Tieres eben nur sagen: de gustibus non est disputandum. Sicher ist, dass der Stint, *Osmerus eperlanus* Linné, der zur Familie der Lachse, also der Edelfische, gehört, immermehr von den Fischmärkten Berlins verschwindet. Was der Grund davon ist, ist nicht so leicht zu ermitteln. Die Fischer sagen, er sei aus vielen Gewässern verschwunden oder doch in denselben ausserordentlich vermindert. Dr. Carl Bolle, unser Mitglied, ein sorgsamer, verlässlicher und feiner Naturbeobachter, ist mit mir der Meinung, dass dem Fisch nur nicht mehr in geeigneter Weise nachgestellt werde. Wahrscheinlich ist der Fang wegen geringer Nachfrage nicht mehr lohnend. Da Herr Bolle, wie ich, am Tegeler See nach Frühjahrsstürmen immer tote frisch ausgeworfene Stinte am Ufer gefunden haben, so waren wir stets der Meinung, dass der Fisch aus demselben nicht verschwunden sei. Dies wird dadurch bestätigt, dass Herr Bolle in

den letzten warmen Tagen des Januar 1885 aus einer Lohme im Eise des Sees bei seiner Insel Scharfenberg eine Menge der Fischchen lebend gefangen hat, die wir, mit Pannirmehl gebacken, uns trefflich haben schmecken lassen. Einige wenige Exemplare erreichten sogar die von Bekmann erwähnte Riesengrösse von 8 Zoll rheinisch. Da der Stint in grossen Tiefen lebt und klein ist, so kann er nur mit einem teuren engmaschigen Fischzeug in marktfähiger Menge gefangen werden. In die Eisluhmen drängt er sich mitunter in solcher Menge, dass wenn man Reisigbündel unter denselben versenkt hat und sie schnell in die Höhe zieht, eine Menge der zierlichen Fischchen gefangen werden. Früher z. B. in den Odergegenden, bediente man sich der Stint-Priepe (ein Exemplar im Märkischen Museum Kat. VI No. 1650), einer gewaltigen, mannshohen und 2 Fuss im Durchmesser haltenden aus Holzspänen geflochtenen Reuse mit der Tausende auf einmal erbeutet werden konnten. E. Friedel.

31. **Störfang in der Oder.** Kienitz. Am 4. Mai 1882 in den Nachmittagsstunden wurde von hiesigen Fischern in dem Oderstrome ein Stör gefangen, welcher eine Länge von 2 m 23 cm (ca. 7 Fuss und ein Gewicht von $59\frac{1}{2}$ kg hatte. Ein seltenes Ereignis hierselbst; vor ca. 20 Jahren wurde hier ein solcher Fisch gefangen, der aber nicht die Grösse des jetzt gefangenen hatte. E. Friedel.

32. **Fischzucht im Sorauer Kreise.** Sorau N.-L., 27. Juli. In gleicher Weise wie der Obstbau in unserem Kreise in den letzten Jahren mit sichtbarem Nutzen gefördert wird, hat sich auch die Fischzucht hier ganz besonderer Pflege zu erfreuen. Ihr wird z. B. seit langen Jahren in Mildenau eifrige Pflege zuteil, und ist der dadurch erzielte Gewinn recht ermunternd. Neuerdings hat ein junger Gutspächter in Mellendorf grossartige Fischteiche angelegt, und ist dieser schon jetzt mit dem Ertrage recht zufrieden. Leider ist der Schaden, den die Überschwemmungen in den letzten Jahren den Fischzüchtern in der Neissegegend, z. B. bei Forst, zugefügt haben, recht gross, indem das durch die Teiche flutende Hochwasser die Fische mit forttrieb. — Die hiesigen Landwirte behaupten, dass die Zollgesetzgebung ein Emporkommen der früher hier stark betriebenen Schafzucht zum Zweck der Wollgewinnung verhindere, und erwarten mit Sehnsucht eine für sie günstige Änderung des Gesetzes.

Frankfurter Oder-Zeitung 30. 7. 1899.

33. **Getrocknete Störe.** An einem Fischerhause in Zäckerick am rechten neumärkischen Oderufer prangen als seltene Beute an dem Gebälk über der Einfahrt der Unterfahrt (Laube, Löwing) des Hauses zwei getrocknete Störe. Dergl. getrocknete Störe sind mir aus Hohensaaten (Kreis Angermünde) und anderen märkischen Oderdörfern bekannt. Das Märkische Museum besitzt einen solchen Stör. Diese grossen Fische sind als Seltenheiten und Wahrzeichen aufgehängt, vergleichsweise wie in Kirchen und Rathhäusern unserer Provinz Rippen und Wirbel vom Walfisch, mitunter vom Mammuth. Bezüglich Zäckerick vgl. „Bär“ vom 2. Dez. 1899. S. 762.

E. Friedel.

Walfischrippe. Obwohl die Walthiere bekanntlich Säuger sind, wird ihr Fang dennoch unter den allgemeinen Begriff des Fischfangs gerechnet. Dies mag es rechtfertigen, wenn ich darauf aufmerksam mache, dass sich in der Nikolaikirche zu Jüterbog eine defekte Walfischrippe als Rarität befindet, die wohl ein Schiffer oder Kaufherr dorthin gestiftet haben mag. St. Nikolaus ist Schutzpatron der Handelsfahrer und Kaufleute.

Jüterbog, den 29. Oktober 1899.

E. Friedel.

34. **Die Rippe und der Wirbelknochen** in Berlin Ecke Molkenstrasse und Molkenmarkt, an der Stelle ungefähr, wo einst der Roland von Berlin gestanden, rühren ebenfalls von einem Walthier her. In der Nähe befindet sich die St. Nikolaikirche; möglich, dass diese Knochen in reformatorischer Zeit, als man die ehemals katholischen Kirchen „säuberte“ von dort fortgethan und als Merkwürdigkeit in der Nähe an einem Hause wiederangebracht worden sind.

E. Friedel.

35. **Fischerei-Geschichtliches** von E. Friedel (No. 20 bis 24). Es sei hier vergönnt, die nachfolgenden interessanten fischereigeschichtlichen Nachrichten mitzuteilen, wenn sie auch das heimische Fischwesen nicht unmittelbar angehen.

Über das Symbol des

ΙΧΘΥΣ

Ιχθυσ (Ιησους Χριστος Θεου Υιος)

sagt in einer Erwiderung auf eine Adresse Pius IX. im Juli 1873: „Vertrauen also auch wir voll jenes Glaubens, der nie abnimmt und der mit Recht in dem Fisch sein Symbol hat: denn gleichwie der Fisch zwischen den sturmbelegten Wellen des Meeres fest und unbewegt bleibt, so lässt sich der wahre und starke Glauben weder durch Verfolgungen noch durch Widerwärtigkeiten niederwerfen.“ Vgl. No. 21.

36. Aus „**Wattenboch: Das Schriftwesen des Mittelalters**“. Lpz. 1871. S. 62: „Wie Édélestand Du Méril (Etudes sur quelques points d'Archéologie et d'histoire littéraire, Par. et Lpz. p. 113) mittheilt (1860) hat sich auf dem Fischmarkt von Rouen noch jetzt die Sitte erhalten, dass die übriggebliebenen Fische am Schlusse versteigert werden, und das Ergebnis auf Wachstafeln eingetragen, deren Abbildung er mittheilt“.

S. 123: Die röm. Päbste bedienten sich der Bleibullen, für Breven aber des Fischerringes, der vor dem 15. Jahrh. wohl kaum nachweisbar ist. Vgl. No. 20.

S. 138: Man benutzte auch den Saft des Dintenfisches, sepia. Damit schreibt der faule reiche Jüngling bei Persius 3, 13, der spät erwachend sein Schreibgerät fordert und mit der Dinte unzufrieden ist:

Iam liber et bicolor positus membrana capillis,
Inque manus chartae nodosa venit arundo.
Tunc queritur crassus calamo quod pendeat humor.
Nigra quod infusa vanescat sepia lympa,
Dilutas queritur geminet quod fistula guttas!

Martial (4, 20) schickt mit dem solchergestalt frischgeschriebenen Buch gleich auch einen Schwamm, um, wenn es nicht gefalle, die Schrift auszulöschen. Auch Ausonius (epist. 7) gedenkt noch des Schwammes in ähnlicher Weise, indem er ein Begleitschreiben zu einem Geschenk von 30 Austern mit folgenden Versen beschliesst:

Sed damnosa nimis panditur area
 Fac campum replicas, Musa, papyrium,
 Nec iam fissipedis per calami vias
 Grassetur Cnidiae sulcus arundinis,
 Pingens aridulae subdita paginae
 Cadmi filioli atricoloribus,
 Aus cunctis pariter versibus oblinat
 Fulvam lacticolor spongia sepiam.
 Parcamus vitio Domnotinae domus,
 Ne sit charta mihi carior ostreis.

(Man sieht gleichzeitig daraus, dass in Gallien damals Papyrus ziemlich teuer war.)

37. Fischereiliche Sprichwörter.

Old Horace Greeley went a — fishing out for clams
 And he did not get nary — a one.

Anfang eines amerikanischen Spottliedes auf den Präsidenten Horace Greeley. Clam ist Venus mercenaria, eine sehr wohlschmeckende Meeresmuschel, vgl. meine Angabe Brandenburgia VI. S. 415.

Persisches Sprichwort.

Thust Du Gutes, so wirf es in's Meer,
 Sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr.

Altenglisches Sprichwort.

When the corn is in the shock (zur Erntezeit)
 The fish are at the rock.

38. Aus: Mommsen: Röm. Gesch. I. S. 889: 175–164 a. Chr.

Die neuen Luxusartikel wurden mit Schwindelpreisen bezahlt; das Fässchen Sardellen aus dem schwarzen Meer mit 1600 Sesterzen (120 Thaler) höher als ein Ackerknecht.

Aus derselben Epoche S. 904:

Dem Athenäer war nichts übrig geblieben als die Schule, der Fischmarkt und das Bordell.

Ebendort: Unter den stehenden Figuren der damaligen griech. Comödie (Menander pp.) der Arzt, der Priester, der Fischer, der Schiffer.

S. 138. Tarentiner Fisch- und Purpurschneckenfang. Der vortreffliche Hafen, der einzige gute an der ganzen Südküste, machte ihre Stadt zum natürlichen Entrepôt für den süditalischen Handel, ja sogar für einen Theil des Verkehrs auf dem adriatischen Meer. Der reiche Fischfang in dem Meerbusen, die Erzeugung und Verarbeitung der vortrefflichen Schafwolle sowie deren Färbung mit dem Saft der tarentinischen Purpur-

schnecke, die mit der tyrischen wetteifern konnte — beide Industrien hierher aus Miletos eingebürgert — beschäftigten Tausende von Händen.

39. **Der Fischgott Dagon.** „Was die Kopfbedeckung des assyrischen Fischgottes anlangt, den nach der Bibel auch die Philister verehrten, so ist es, wie jeder sich überzeugen kann, der die alt-assyrischen Bildwerke im Britischen Museum ansehen will, genau dieselbe, wie sie heute die römisch-katholischen Bischöfe noch tragen. Der ganze äusserliche Aufzug der päpstlichen Kirche ist aus solchem steinalten, crassen Heidentum erwachsen. Der Fischgott Dagon aber, an dessen Schuppengewand zwei Frauenfüsse hervorstanden, war eines der sinnlichsten aller altheidnischen Sinnbilder, ebensowohl, wie es einst das Kreuz gewesen war. Und daraus sind nun christliche Bekleidungsstücke und heilige Zeichen geworden, die man noch im 19. Jahrhundert anbetet.“ (Vgl. Karl Blind: Neue Beiträge zur Sündfluth- und Astarte-Sage, Gegenwart 1873. S. 219.)

Kleine Mitteilungen.

Von der Volkszählung am 1. Dezember 1900. Nach den vorläufigen Ermittlungen hat die Volkszählung für eine Reihe grösserer Städte Deutschlands folgende Ergebnisse geliefert:

	1900	mehr gegen 1895		1900	mehr gegen 1895
Berlin	1 884 345	207 041	Lübeck	81 517	11 643
Hamburg	767 385	85 752	Görlitz	80 842	10 667
München	498 503	87 502	Würzburg	74 905	6 100
Leipzig	455 120	55 120	Plauen i. V.	73 908	18 717
Breslau	422 415	49 252	Darmstadt	63 745	7 455
Dresden	395 349	41 064	Ludwigshafen	61 796	22 000
Köln	370 685	49 121	Freiburg i. B.	61 513	8 400
Frankfurt a. M.	287 813	58 544	Potsdam	59 326	871
Nürnberg	260 743	64 960	München-Gladbach	57 659	3 997
Hannover	234 986	25 451	Liegnitz	54 900	3 400
Magdeburg	229 752	15 308	Osnabrück	51 487	6 300
Düsseldorf	212 919	36 964	Harburg	49 156	6 577
Stettin	209 988	22 531	Regensburg	45 312	3 841
Charlottenburg	189 300	48 700	Pforzheim	43 097	9 756
Stuttgart	176 318	17 997	Ulm	42 860	3 575
Bremen	160 823	19 000	Heidelberg	40 232	5 042
Halle a. S.	156 631	40 327	Stralsund	31 005	905
Elberfeld	156 503	17 166	Eisenach	31 000	5 600
Strassburg	150 268	14 660	Göttingen	30 180	4 567
Mannheim	137 000	46 000	Bayreuth	29 263	1 570
Posen	116 151	13 377	Lüneburg	24 703	2 309
Kiel	107 071	21 405	Erlangen	22 842	2 000
Krefeld	106 887	— 358	Eberswalde	21 614	3 218
Kassel	105 455	15 263	Grünberg	20 937	2 412
Karlsruhe	98 000	14 000	Köslin	20 700	1 800
Schöneberg	95 939	33 244	Jena	20 615	5 216
Rixdorf	90 514	30 600	Speyer	20 420	1 376
Augsburg	89 000	6 270	Baden-Baden	15 577	715
Mainz	81 500	4 550	Tübingen	15 323	1 347

Die Armenlasten von Berlin sind nach der neuesten Zusammenstellung des Direktors des Hamburger Armenwesens Dr. Bruehl nicht nur absolut, sondern auch relativ die grössten von allen deutschen Staaten. Nach Abzug der Einnahmen mit 621 486 Mark verbleiben mehr als 14½ Millionen Mark Ausgaben. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen nach dem Stand von 1897/98 8 Mark 48 Pfennig, ein Betrag, dem sich nur Hamburg mit 7 Mark 76 Pfennig nähert. An dritter Stelle steht Danzig mit 5 Mark 38 Pfennig. 20 deutsche Städte, die grösser als Danzig sind, haben geringere Armenlasten. Über 4 Mark auf den Kopf haben noch Krefeld mit 4 Mark 38 Pfennig, Düsseldorf mit 4 Mark 14 Pfennig und Potsdam mit 4 Mark 16 Pfennig. Sehr verschieden sind die eigenen Einnahmen der Armenverwaltungen. So nimmt Köln aus seinen Stiftungen 845 000 Mark, 224 000 Mark mehr als Berlin ein. Mehrere Städte erzielen sogar Überschüsse aus den Armenverwaltungen, so Strassburg, Lübeck und Hanau. Im allgemeinen ergibt sich aus der Zusammenstellung, dass in alten Städten das Stiftungsvermögen zur Deckung der Armenlasten meist fast zureicht, während in den aufstrebenden Industriestädten die Armenlasten am grössten sind. In Berlin trägt der unregelmässige Zuzug, die Verlockung der Weltstadt für unsichere Existenzen den Hauptanteil an der Vermehrung der Armen-Kopfzahl.

Berlin, im Oktober 1900.

E. Fr.

Altmärkischer Taufschmaus. Köckte (Kr. Gardelegen), 31. Oktober. Dass in der Altmark nicht bloss die bekannten grossartigen Hochzeiten, sondern auch grosse Kindtaufen gefeiert werden, beweist der Taufschmaus, den der Maurermeister Karl Bethge hierselbst abhielt. Es waren dazu, wie die „Wes. Ztg.“ mitteilt, an 500 Personen von hier und aus der Umgegend geladen. Zur Speisung der vielen Gäste waren zwei Schweine, ein Rind und ein Kalb geschlachtet; mehrere Centner Mehl waren zum Kuchen verbraucht worden. Der Durst wurde mit 10 Tonnen Bier und verschiedenen Spirituosen gelöscht; an Cigarren wurden 15 Kisten verdampft. Die Musik wurde von der gut geschulten Schillingschen Stadtmusikkapelle aus Salzwedel ausgeführt.

B. T. 2. Nov. 1900.

Fragekasten.

A. B. Was weiss man über den Tod des Gesandten Sir Bathurst zu Perleberg 1809? — Über das am 25. November 1809 erfolgte Verschwinden des Lord Bathurst gehen drei Vermutungen um, die gewöhnlichste: Napoleon I. habe ihn als staatsgefährlich mittelbar oder unmittelbar beseitigen lassen, die ebenfalls geteilte: Bathurst, der sehr aufgeregt und eingeschüchtert in Furcht vor räuberischen Überfällen im „Weissen Schwan“ zu Perleberg ankam, habe sich selbst das Leben genommen; endlich die anfänglich am wenigsten geglaubte: er sei von gemeinen Raubmördern wegen

des vielen Geldes, das er zeigte, höchst wahrscheinlich von August Schmidt dem Sohn des Postwagen-Meisters, mutmasslich unter Mithilfe des Häuslers Mertens umgebracht. Eduard Schulte hat das alles neuerlich in einem Aufsatz in der „Gartenlaube“ von 1891 S. 749 fig. „Das Verschwinden des Lord Bathurst in Perleberg im Jahre 1809“ sehr lichtvoll auseinandergesetzt und dabei die Hypothese des Raubmordes als sehr wahrscheinlich und glaubhaft dargestellt. Wir folgen Schultes Angaben.

Zu Beginn des Jahres 1809 wurde B. als ausserordentlicher Gesandter nach Wien geschickt, um Österreich zur Erhebung gegen Napoleon anzu-spornen. Auf dem Rückwege wollte er über Berlin nach Hamburg reisen und sich in Hamburg nach England einschiffen.

Über die Reise von Berlin bis Perleberg ist bekannt geworden, dass B. auf den Poststationen grosse Unruhe zeigte, seine geladenen Pistolen besichtigte und sich nach dem Verhalten der französischen Truppen in der Nachbarschaft erkundigte. Am Sonnabend den 25. November kam B. in Begleitung seines Sekretärs und Kuriers Fischer und eines Dieners Nikolaus Hilbert, beide Deutsche und anscheinend zuverlässige Leute, in Perleberg an. Alle drei gingen vom Posthaus nach dem in derselben Strasse belegenen Gasthof „Zum Weissen Schwan“, der dem Gastwirt Leger gehörte und an das Parchimer Thor stiess, durch welches der Weg nach Hamburg ging. Am Abend beglich Fischer die Rechnung, Hilbert war beim Gepäck beschäftigt. Gegen 9 Uhr stand der Hausknecht mit einer Laterne neben dem Postillon bei den Pferden. Beim Schein der Laterne sah man B. vom Gasthof her an dem Wagen, in der Richtung, wohin gefahren werden sollte, vorübergehen, unbekannt weshalb. Von diesem Augenblick ist B. lebend nicht wieder gesehen und seine Leiche nicht mit voller Sicherheit nachgewiesen worden. (a. a. O. S. 750.)

Alle gerichtlichen und polizeilichen Nachforschungen führten zu nichts. Bei dem übelbeleumdeten August Schmidt wurde der kostbare Pelz des B. versteckt gefunden und Schmidt nebst seiner Mutter nur wegen Diebstahls zu 8 Wochen Gefängnis verurteilt. Die Untersuchung war unglaublich fahrlässig geführt worden. Ein paar Hosen des B. wurden von zwei Perleberger Frauen am 16. Dezember in einem Wäldchen, eine Viertelstunde vom Parchimer Thor gefunden. Auch diese Spur ward nicht genugsam verfolgt.

1852 fand man beim Abbrechen eines Hauses, dreihundert Schritt vom „Weissen Schwan“ an der Hamburger Chaussee gelegen, unter der Schwelle des Stalles ein menschliches Skelett. Das Haus gehörte seit 1803 dem Häusler Mertens. Schulte macht nun sehr wahrscheinlich, dass dies Gerippe die Reste des erschlagenen B. darstellte und dass Mertens Mithelfer an dem Morde gewesen ist. Der Schädel zeigte eine tiefe Einbeulung wie von einem Hammer oder stumpfen Beilende bewirkt. Schmidt hat jedenfalls den B. nach dem Hause des Mertens geführt und dort ist die That verübt worden. Wegen des weiteren Indizienbeweises verweisen wir auf die spannende und lichtvolle Darstellung Eduard Schultes selbst, vgl. S. 766—772.

Der französischen Regierung ist eine Mitschuld in keiner Weise nachgewiesen.

Dass eine solche That vorkommen und ungesühnt bleiben konnte, hängt mit der ganzen damaligen Unsicherheit und der Lockerung der obrigkeitlichen Autorität im Lande, die durch die französische Invasion verschuldet waren, zusammen.

v. G.-C. **Denkmäler, berühmte Grabstätten und Gedenktafeln von Russen** sind in der Provinz Brandenburg vielfach zerstreut. Eine Zusammenstellung ist, beim Mangel umfassender Vorarbeiten, nur mittels Fragebogen möglich. Über die Berliner Kirchhöfe hat Herr Paul Kunzendorf in Zehlendorf eine Geschichte geschrieben, über die Gedenktafel für den Komponisten Glinka vgl. Dr. G. Albrecht im Bär, 1899, No. 25.

Frau S. Wieviel Einwohner hat Berlin? Die Stadt Berlin (selbstredend ohne das vorortliche, nur postalisch zu Berlin gerechnete Stück Berlin W.) hatte nach der Volkszählung am 2. Dezember 1895: 1 654 255 Civil-Einwohner. Die fortgeschriebene Bevölkerungszahl betrug für den 1. Januar 1900: 1 848 269; hiernach ist keine Rede davon, dass, wie Sie voraussetzen, bei der nächsten Volkszählung am 2. Dezember 1900 Berlin die zweite Million überschritten haben werde. Was Sie zu Ihrer Unterstützung anführen, sind statistische Vorausberechnungen aus den siebziger und achtziger Jahren. Diese vom städtischen statistischen Amt, z. B. als es sich um die Bemessung des Geländes für den städtischen Gemeindefriedhof in Friedrichsfelde handelte, aufgestellten rechnerischen Vermutungen haben sich aber als vollkommen trügerisch erwiesen. Der enorme Jahreszuwachs an Seelen, wie er in Berlin in den siebziger Jahren stattfand, hat längst nachgelassen. Es musste dies, weil das begehrte westliche und südwestliche Baugelände immer knapper wurde. Dadurch hat die Bevölkerungsziffer der Vororte sich ausserordentlich vermehrt. Wenn Sie das erwähnte, nicht zum Polizeibezirk der Reichshauptstadt gehörige postalische Stück Berlin W. mit in die Bevölkerungsziffer einziehen, dann allerdings wird dies Gross-Berlin über 2 000 000 Einwohner am 2. Dezember 1900 zählen. E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.